Werk

Titel: Miszellen

Ort: Chemnitz und Leipzig

Jahr: 1915

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?345617002_0043|log70

Kontakt/Contact

Digizeitschriften e.V.
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

info@digizeitschriften.de

Miszellen.

Nachruf auf Heinrich Schneegans.

Am 6. Oktober 1914 ist in Bonn Heinrich Schneegans nach schwerem Leiden entschlafen. Sein Ende war seit Monaten vorauszusehen, erst zu befürchten, dann herbeizuwünschen. Gerade ein Jahr vor seinem Tod war er zusammengebrochen. Er kehrte damals aus Paris von einer Studienreise in Frankreich zurück, unruhig, matt, erschöpft, fieberkrank. Die Ärzte sandten ihn nach Arosa, um seine angegegriffene Lunge zu heilen. Dort verbrachte er den Winter — im Inferno, wie er oft schrieb — bettlägerig, einsam, er, der so geselliger Natur war, ohne Familie, ohne Freunde, ohne Studenten, fern von allem, was er liebte, immer von dem unheimlichen Fieber verzehrt, das nicht mehr wich. Und als man ihn im Februar wieder ins Tal sandte, aus Angst, er möchte oben sterben, als endlich in Basel die Ärzte erkannten, woran er eigentlich litt, da war es längst zu spät. Als ein Sterbender wurde er nach Bonn geschafft. Die Nierenoperation auf Leben und Tod, die im günstigsten Fall den Tod um eine kurze Spanne hinausschieben konnte, überstand er wider Erwarten. Rasch ging die Erholung vor sich. Der Kranke und die um ihn waren, durften trügerische Hoffnung fassen. Bis die Wucherung von neuem begann und von neuem sich als täglicher Gast das Fieber einstellte, das ihn schwächer und schwächer machte. Einen Aufenthalt im Taunus, der ihn etwas zerstreuen, seine Stimmung heben sollte, unterbrach jäh die Mobilmachung. Die letzten Wochen waren ein Siechtum voll körperlicher und gewiß auch voll seelischer Qual. Der lebensfrohe, immer optimistische, immer zum Lachen und Scherzen aufgelegte Mann mußte außer der bangen Sorge um die Zukunft der Seinen auch noch alles Elend und alle Erbärmlichkeit menschlichen Fleisches erfahren, ehe ihn der Tod erlöste.

Heinrich Schneegans war 1863 in Straßburg geboren. Dort hatte ihn Gustav Gröber in die romanische Philologie eingeführt, den er neben Wendelin Foerster seinen Lehrer nannte. In Straßburg hatte er auch als Privatdozent seine akademische Laufbahn begonnen. 1898 kam er als Extraordinarius nach Erlangen, 1900 als Ordinarius nach Würzburg und 1909 nach Bonn, wo er trotz eines ehrenden Rufes auf Gröbers Lehrstuhl blieb. Während dieser Jahrzehnte hat er eine emsige und vielseitige literarische Tätigkeit entfaltet. Seine erste Arbeit war linguistisch, eine Dissertation über *«Laute und Lautentwickelung des sizilianischen Dialektes»* (1888). Dann lockten ihn, obwohl er der Linguistik treues Interesse bewahrte, mehr die Fragen der Literaturgeschichte. Sein Sondergebiet war die Rabelais- und die Molière-Forschung. Aber es wird wenig Gebiete unserer Disziplin geben, die er nicht mindestens in einer Rezension berührt hätte. Er hat in Zeitschriften ein Menge kleinerer und größerer Untersuchungen veröffentlicht, hat es auch nie verschmäht, für einen

weiteren Leserkreis zu schreiben; wie geschickt und wie gediegen er das verstand, zeigt sein Molière-Buch (1902). Sein Hauptwerk ist die «*Geschichte der grotesken Satire*» (1894). in der er mit kluger Einsicht das Werden einer literarischen Gattung, das Wesen einer Stilart erforscht hat, ein wertvolles, nicht blos gründliches und gelehrtes, sondern auch prächtig lebendiges Buch. Als er starb, trug er noch verschiedene Pläne im Kopf: ein Buch über Rabelais, zu dem er wie kaum ein zweiter berufen gewesen wäre, ein anderes über die französische Literatur des 19. Jahrhunderts und eine kritische Ausgabe des Alexanderromans von Thomas von Kent, mit der er sich seit langem beschäftigte und die er fast vollendet hinterließ.

Dieses leider Bruchstück gebliebene Schaffen gibt nur ein unvollkommenes Bild von seiner Persönlichkeit. Sein Bestes hat Schneegans nicht in der Studierstube geleistet. Wer ganz ermessen will, welchen Verlust sein Tod bedeutet, muß ihn mitten unter seinen Schülern beobachtet haben. Schneegans war der geborene Lehrer, Lehrer mit Leib und Seele, hervorragend pädagogisch begabt und von heftigem Drang erfüllt, lehrend, erzieherisch zu wirken. Über seine Auffassung vom Lehramt, an das er die höchsten Ansprüche stellte, hat er sich oft in Wort und Schrift auseinandergesetzt; die wichtigsten dieser Äußerungen sind in Buchform gesammelt erschienen: «*Studium und Unterricht der romanischen Philologie*» (1912). Zwei Leitgedanken beherrschten seine Lehrtätigkeit: einmal die Überzeugung, daß der Universitätsbetrieb sich den Bedürfnissen der Kandidaten anpassen soll, und dann die Überzeugung, daß die Rolle des Lehrers sich nicht auf den Hörsaal und das Seminar beschränken darf.

Schneegans hat mit unter den ersten in Deutschland und stets mit besonderem Nachdruck von der Universität verlangt, daß sie den Studierenden neben der Einführung in wissenschaftliches Arbeiten auch die notwendigen praktischen Kenntnisse vermittle, daß über dem unentbehrlichen Studium der Sprachgeschichte und der Anfänge französischer Sprache nicht die für den künftigen Oberlehrer gleich unentbehrliche Vertrautheit mit der modernen Sprache vernachlässigt werde und daß auch im wissenschaftlichen Teil der Ausbildung die Gebiete zu ihrem Recht kommen, die in der Schule am dringendsten gebraucht werden, also vor allem die neuere Literaturgeschichte seit dem 17. Jahrhundert, betrachtet im Zusammenhang mit der geistigen und kulturellen Entwicklung Frankreichs. Jeder einseitigen Begrenzung feind, hat er selbst keine Mühe gescheut, mit gutem Beispiel voranzugehen, hat gewissenhaft versucht, in seinen Vorlesungen und Übungen das ausgedehnte, für einen einzigen Dozenten kaum mehr zu bewältigende Gebiet der Romanistik möglichst in allen Abschnitten nach Maßgabe ihrer Wichtigkeit zu berücksichtigen und den Kandidaten Gelegenheit zu bieten, vom ganzen Fach so viel zu lernen, als die Semesterzahl erlaubt.

Er nahm in Übungen die ältesten französischen Sprachdenkmäler ebenso vor, wie Lamartinesche Gedichte oder den Tartuffe, die Novelas ejemplares wie den Orlando furioso, das Rolandslied oder seinen Alexanderroman wie J. J. Rousseau, Rabelais wie den Atlas linguistique. Er trug über historische Grammatik der französischen Sprache ebenso vor wie über romantische Dichtung, über das mittelalterliche Epos wie über Dante oder die vergleichende Lautentwicklung der romanischen Sprachen. Und zur Zeit, wo er in Bayern noch nicht die Schaffung eines hauptamtlichen Lektorates erreicht hatte, hielt er unverdrossen auch neusprachliche Kurse ab. Und er mochte dozieren, wovon er wollte, von Cervantes, der ihm ferner stand, oder von Rabelais und Molière, die ihm sehr nahe standen, er war immer anregend und vergaß nie, daß es nicht galt, Spezialisten heranzuzüchten, sondern eine romanistische Allgemeinbildung zu geben,

auf deren Grundlage sich später ein solider französischer Schulunterricht aufbauen könnte.

Schneegans hat es immer als Glück angesehen, daß ihn seine Jugend als Lehrer an ein Gymnasium verschlagen hatte und daß er erst von da aus in die akademische Laufbahn gelangt war. Alle Fragen ,die das Mittelschulwesen betrafen, interessierten ihn auf das lebhafteste: methodologische Erörterungen, Diskussionen über den Lehrplan so gut wie die Kämpfe der Oberlehrerschaft um Hebung ihres Standes. Er war einer der treuesten und tätigsten Besucher der Neuphilologenversammlungen. Inniges Handinhandgehen von Mittelschule und Hochschule zur Förderung gemeinsamer Ziele, war seine Lieblingsidee. Und wenn er in Bonn, wo er sich sonst sehr zufrieden fühlte, etwas schmerzlich vermißte, so war es der enge Anschluß an Mittelschule und Mittelschullehrer, den er in Bayern gepflegt hatte und der sich unter den in Preußen herrschenden Verhältnissen nicht finden ließ. In Bayern wird man ihm aber weit über die Universität hinaus noch lange Zeit dankbar sein für alles, was er während seines Aufenthalts in dieser Richtung geleistet hat.

Die erzieherische Wirkung, die Schneegans neben der fachlichen Ausbildung als Ideal seines Amtes vorschwebte, hatte regen menschlichen Verkehr zwischen Lehrer und Schülern zur notwendigen Voraussetzung. Schneegans wollte den Studierenden mehr sein als der Professor, der ihnen die Schätze des Wissens zugänglich macht. Die Vorrede der vorhin zitierten Sammlung «Studium und Unterricht» schließt mit dem Satz: „Mögen endlich die Studenten beiderlei Geschlechts, von denen auf den folgenden Seiten soviel die Rede ist, versichert sein, daß die Ratschläge, die der Verfasser gibt, von der wärmsten Anteilnahme an allem, was des Studenten Herz bewegt und seine Zukunft betrifft, eingegeben sind. Des Verfassers größter Stolz wäre, daß sie ihm Vertrauen schenkten, wie einem treusorgenden, Vater". Diese Worte kennzeichnen sein eifrigstes Bemühen: er wollte Berater sein, väterlicher Freund, einer, an den sich seine Schüler in jedem Augenblick wenden und dem sie unter allen Umständen vertrauen durften. So hatte er seine Professur in Erlangen und Würzburg in kleinem Kreis verwaltet und so verwaltete er sie auch, ohne vor Anstrengungen zurückzuscheuen, in dem ungleich größeren Wirkungskreis von Bonn, obwohl er dort in den Vorlesungen über zweihundert, im Seminar mit den außerordentlichen Mitgliedern regelmäßig über hundert Hörer und Hörerinnen hatte. Niemand klopfte vergebens an seine Türe, er lieh jedermann sein Ohr, ging auf in den Anliegen, die man ihm vortrug. In den Sprechstunden, die er anfangs täglich, später mehrmals in der Woche abhielt, drängten sich die Leute und geduldig hielt er in dem Ansturm aus, der ihn nachher erschöpft zurückließ. Sein starkentwickelter Familiensinn sah in der Schar der Schüler eine zweite Familie, an der er mit nicht geringerer Selbstverleugnung als an den Seinen hing. Der Egoismus der eigenen Arbeit war ihm so fremd wie Egoismus überhaupt. Er hat sein Schaffen und seine Ruhe aufopfernd in den Hintergrund gestellt, um den Studierenden zu dienen.

Die oft mißbrauchte und Phrase gewordene Wendung von dem Schritt, der die Kluft zwischen Katheder und Schülerbank überbrücken soll — Schneegans hat sie in schönem Sinn wahr gemacht, ohne für seine Hingebung anderen Dank zu ersehnen als das Vertrauen derer, denen er sich widmete. Frohe Stunden waren es ihm, wenn er mit seinem Seminar nach der Arbeit bei Bier und Zigarre gemütlich plaudern oder im Sommer zu einem Ausflug ins Freie ziehen durfte. Da vergaß er, was ihn bedrückte, um mit der Jugend wieder aufzuleben, da wurde sein Humor wach, das kindlich heitere Gemüt, das er sich durch alle Enttäuschungen bewahrt hatte, da konnte er seinen

Stolz dreinsetzen, mit dem grünsten Semester an Laune und Ausgelassenheit zu wetteifern. Am Ende des Sommersemesters 1913 feierte man in Bonn in stattlicher Runde seinen 50. Geburtstag. Es gab Reden, es gab die Kommerslieder, die er gerne sang, es gab eine Posse seines geliebten Molière und es gab ein Scherzspiel, das in eine Huldigung für ihn ausklang. Glücklich genoß er, der damals schon müde war, aufgerieben, unterwühlt von der Krankheit, die heimlich in ihm fraß, noch einmal die treue Anhänglichkeit und Verehrung, die ihm aus hundert jungen Herzen warm entgegenstrahlte. Es war das letzte Beisammensein und die letzte große Freude seines Lebens.

Für die Auffassung, die Schneegans von seinen Aufgaben hatte, war er wunderbar ausgestattet. Ein zäher Arbeiter, der sich am frühesten Morgen an den Schreibtisch setzte und jeden Abend, wenn er schlafen ging, auf ein reich bemessenes Tagwerk zurückschaute, von ernstem Pflichtgefühl beseelt, sehr bescheiden, von einer geradezu rührenden Bedürfnislosigkeit und Anspruchslosigkeit, selten an sich denkend, immer für die andern bedacht und sorgend, von wohlwollendem Optimismus, immer geneigt, vom Nebenmenschen das Beste vorauszusetzen, jedem das Vertrauen entgegenbringend, das man ihm entgegenbringen durfte, dabei von gewinnender Liebenswürdigkeit und Herzlichkeit, eine Persönlichkeit ohne schroffe Kanten und Ecken, sehr geschickt, wo es galt ausgleichend zu wirken, Gegensätze zu versöhnen, ein durchaus vornehmer, edler Charakter — so wird sein Bild in der Erinnerung aller fortdauern, die ihn kannten. Es gibt keinen, den er wissentlich gekränkt hätte, und er hatte viele Freunde, aber kaum einen Feind.

In Straßburg vor 1870 geboren, wuchs er im französischen Elsaß und in Frankreich heran, ehe er Deutscher wurde. Das Schicksal seines Vaters August Schneegans, der nach dem Krieg das deutsche Reich als Konsul in Genua und Messina vertrat, ließ ihn vorübergehend auch in Italien Boden fassen. Er sprach deutsch wie ein Deutscher, französisch wie ein Franzose, italienisch wie ein Italiener. Die Commedia Divina und die Schöpfungen eines Molière waren ihm nicht weniger vertraut und teuer als die großen Dichtungen unseres Volkes. Er war wie geschaffen, zwischen germanischer und romanischer Kultur zu vermitteln, deutscher Jugend lateinischen Geist zu erschließen. Er war als Elsässer zweisprachig und (wenn man so sagen darf) zweiseelig. Das soll nicht mißverstanden werden. Schneegans fühlte sich politisch als deutscher Staatsbürger ohne Vorbehalt, er stand an Nationalbewußtsein und Patriotismus keinem Altdeutschen nach. Aber er schätzte und liebte daneben auch Frankreich als eine Art zweiter geistiger Heimat und er liebte vor allem sein Elsaß, dem er im Rahmen des deutschen Reichs eine freie und selbständige Zukunft wünschte. Der Ausbruch unseres Krieges, dessen Anfänge er noch mit lebhafter Anteilnahme verfolgen konnte, traf ihn sehr schmerzlich. Es war ihm eine wehe Überraschung, plötzlich alle Aussichten auf friedliche Annäherung zwischen Frankreich und Deutschland zerstört zu sehen.

Mit Heinrich Schneegans ist ein an Arbeit und Mühe reiches Dasein ins Grab gesunken, ein Mensch von seltenen Gaben und Eigenschaften, der seine ganze Kraft restlos in der Sorge für seine Familie, im Dienst der Wissenschaft und der Erziehung verbrauchte. Es war ihm nicht vergönnt, sein Werk zu vollenden und dann, wie er oft träumte, sich in Straßburg eines stillen Alters zu freuen. Vor der Zeit legte der Tod die Hand auf ihn und nahm ihn nach einem Jahr voller Leiden fort. Als Dulder ist er gestorben, aber wie er gelebt hatte, ohne viel zu klagen, mit dem standhaften Gleichmut, den er immer als höchste Lebensweisheit pries.

Bonn. HANNS HEISS.

escole ‚Schar'.

(Zu dieser Ztschr. 1914, S. 13.)

Jeanroy fragt (Rom. 1913, S. 417), ob die Bedeutung des mittellat. *schola* ‚confratria, sodalitas' sich über die Karolingerzeit hinaus gehalten habe. Ich möchte an den altfranzösischen Meraugis (ed. Friedwagner) V. 930 f erinnern:

ça -II., ça III., ça. V., ça .VI.,
Vont par escoles conseillant,

parallel V. 915 ff. *Dames i ot plus de .C. pere*
Qui issent des chambres lasus,
ça .XX., ça .X., ça mains, ça plus,
Et vindrent par conrois avant,

woraus hervorgeht, daß Friedwagners Übersetzung des *par escoles* gruppenweise' richtig ist. Vielleicht kann man afz. *eschiele*, prov. *escala* als *eschiere, escara* (= germ. *skara*) + *escole* (= lt. *schola*) erklären, statt mit Körting auf germ. *scolu ‚Schar', über dessen Etymologie ich mich a. a. O. gegen Jeanroy ausgesprochen habe, zurückzugehen. REW 7637 wird allerdings lt. scala als Etymon angenommen, doch bedeuten die romanischen Wörter, soviel ich sehe, nicht wie Meyer-Lübke angibt, „Schlachtreihe", sondern „compagnie".

Wien. LEO SPITZER.

Paul Heyse und Alexis Piron.

Als ich vor kurzem die geistreichen Verse Paul Heyses las:

Die Klassiker haben uns alles weggenommen,
Die besten Gedanken, das kühnste Wort!
Rächet Euch an die, die nach Euch kommen,
Und spielt den Enkeln denselben Tort!

erinnerte ich mich lebhaft an eine Stelle in Alexis Pirons „*La Métromaine*" (Acte III Sc. VII):

„Ils (die früheren Dichter) ont dit, il est vrai, presque tout ce qu'on pense:
Leurs écrits sont des vols, qu'ils nous ont faits d'avance;
Mais le remède est simple: il faut faire comme eux;
Ils nous ont dérobés, dérobons nos neveux;
Et tarissant la source, où puise un beau délire,
A tous nos successeurs ne laissons rien à dire."

Man wird zugeben müssen, daß der sich vollkommen deckende Inhalt beider Zitate zu denken gibt.

JOSEF FRANK.

Berichtigung.

In einer Besprechung meiner Habilitationsschrift „Das invariable Participium praesentis" in dieser Zeitschrift XLIII 48—57 zitiert K. Morgenroth gleich zu Anfang den Satz: „Das Gerundium ist ein gerendum, d. h. ein Ding, das von einer anderen Form getragen werden muß, weil es nicht selbständig stehen kann, weil es schläft (S. 449)." Wenn er dabei die Absicht verfolgt hat, mich als einen heillosen Phantasten hinzustellen, so dürfte ihm das voll und ganz gelungen sein. Dagegen leise zu protestieren scheint mir selbst in dieser Zeit nicht ganz unwichtig. Denn so habe ich nicht geschrieben. Das Wort ‚schläft' ist nicht von mir, sondern vom Ref. gesperrt worden — dagegen steht es bei mir in Anführungszeichen, die Ref. wegläßt, ohne beides anzugeben, und aus dem Zusammenhang, aus dem Ref. nicht nur diese Stelle herausgerissen hat, geht

deutlich hervor, daß das überhaupt nicht meine Erklärung der Bedeutung des Gerundiums sein soll, sondern lediglich die, die meiner Auffassung nach dem Schöpfer des Wortes ‚Gerundium' vorgeschwebt hat, für dessen Wortsinn eine allgemein angenommene Erklärung ja bekanntlich nicht existiert, so daß ich mich für verpflichtet hielt, eine zu versuchen. Dabei habe ich unmittelbar vorher darauf hingewiesen, daß das Wort ‚Gerundium' nach weiter oben angeführten Zeugnissen zunächst dasselbe bedeutete wie ‚Supinum' und daß eine Erklärung des Wortes darauf Rücksicht nehmen müsse. Nun bedeutet aber ‚Supinum' — nicht nach meiner Meinung, sondern nach Meinung des Benennenden — „das rückwärts gelehnt Schlafende", wie ich auf der vorhergehenden Seite (448) auseinandergesetzt hatte. So erklärt sich die mehr als merkwürdig scheinende Bemerkung, auch das Gerundium „schlafe".

S. 50 heißt es: ‚Lerch möchte die Entstehung des Gerundiums im Neufranzösischen phonetisch erklären". Das ist mir ganz neu und das möchte ich entschieden bestreiten. Vielmehr habe ich im Laufe meiner Arbeit wiederholt mit aller Deutlichkeit gesagt, daß ich das neufranzösische Gerundium, mit oder ohne *en* gebraucht, selbstverständlich aus dem lateinischen Gerundium (auf *-do*) ableite, also z. B. auch in dem vom Ref. S. 49 angeführten Beispielen: 1 a. Mais les principaux de la ville, secroyant plus sages que les autres, s'imaginaient que Mentor était un imposteur (Fénélon). b. *Je les voyais courant devant nous.* 2. *Elle revenait sautillant et chantonnant.* aus lateinischen *-do*-Formen entwickelte Gerundia sehe (vgl. u. a. S. 484 f. meiner Arbeit). In diesen Beispielen hätte zwar im Lateinischen die *-do*-Form nur allenfalls im letzten stehen können, da die lateinische *do*-Form nur instrumentale und allenfalls Begleitumstands-Bedeutung hatte; da aber die übrigen romanischen Sprachen in solchen Beispielen *-do*-Formen zeigen, so habe ich sie auch für das Französische angenommen. Bis hierher stimme ich also mit der opinio communis durchaus überein. Eine abweichende Ansicht habe ich überhaupt nur über die *ant*-Formen in Beispielen wie: *c'est une femme aimant la patrie* ausgesprochen. Aber nicht etwa, daß ich darin ein phonetisch oder sonstwie entstandenes Gerundium annehme! Im Gegenteil: wie schon aus dem Titel meiner Arbeit („Das invariable Participium praesentis") hervorgeht, sehe ich hier in Übereinstimmung mit den französischen Grammatikern ein unflektiertes Participium, und die Ansicht Meyer-Lübkes, Th. Kalepkys und einiger anderer nichtfranzösischer Grammatiker, wonach hier ein adjektivisch gebrauchtes Gerundium auf *-do* vorliege, habe ich gerade bekämpft, unter Hinweis darauf, daß dieses Gerundium im Lateinischen mit Einschluß des Spätlateinischen überhaupt nicht und in den übrigen romanischen Sprachen, die allein beweisend wären, nur ausnahmsweise und jedenfalls nicht in dem Umfang, in dem das Französische unflektierte *ant*-Formen gebraucht, adjektivisch gebraucht werde; wenn die anderen romanischen Sprachen ein mit Objekt etc. verbundenes Participium auch gewöhnlich vermeiden, so könnten sie dafür doch nicht ohne Weiteres ein adjektivisches Gerundium setzen, sondern müßten durch einen Relativsatz umschreiben; *c'est une femme aimant la patrie* könne weder italienisch noch spanisch durch *amando* übersetzt werden. Statt: „Lerch möchte die Entstehung des Gerundiums im Neufranzösischen phonetisch erklären" hätte es also heißen müssen: „Lerch möchte dies Nicht-flektieren der adjektivisch gebrauchten *ant*-Form mit folgendem Objekt etc., also in Beispielen wie *c'est une femme aimant la patrie*, die er für das Participium hält, phonetisch erklären". Damit erledigen sich auch die vom Refer. gegen meine angebliche Auffassung erhobenen Einwände.

Meine Auffassung kann natürlich falsch sein; widerlegen kann man sie jedoch m. E. nur durch lateinische und romanische Beispiele, nicht aber durch Lehrbücher der Psychologie, die wie Wundts „Völkerpsychologie" ihre Angaben doch auch nur aus Meyer-Lübke usw. schöpfen. Im übrigen hätte der Herr Ref. seine abweichende (nicht nur von der meinigen abweichende) Auffassung wohl auch darlegen können, ohne meine Gegenargumente gar so stiefmütterlich zu behandeln. Er hätte wohl erwähnen dürfen, daß ich gezeigt habe, wie im ganzen 16. und fast im ganzen 17. Jahrhundert, vereinzelt bis zu Voltaire die adjektivisch gebrauchte *ant*-Form im Maskulinum selbst bei direktem Objekt flektiert, also *ce sont des hommes aimans la patrie* geschrieben wurde; wie Corneille anfänglich flektiert, dann aber seit 1660 die betreffenden Stellen plötzlich in unflektierte ändert, wie die um Grammatik und Akademie weniger bekümmerten Molière und Lafontaine selbst noch später flektieren; wie die Schwierigkeit überhaupt erst beim Femininum angefangen hat, wo man im 16. Jahrhundert geschrieben hatte: *ce sont des femmes aimans* la patrie, jedoch seit Anfang des 17. Jahrhunderts (Malherbe!, s. bei mir S. 375) nicht mehr schreiben wollte: *des femmes aimans la patrie*, weil man ja auch nicht mehr *grands femmes* schrieb, aber auch nicht zu schreiben wagte (wie gelegentlich im 16. Jahrhundert): *des femmes aimantes la patrie*, weil einem das zu schleppend vorkam — und wie man sich da behalf, indem man nicht *aimans* noch *aimantes*, sondern *aimant* schrieb und von hier aus der Konsequenz wegen später auch *des hommes aimans la patrie* in *des hommes aimant la patrie* verwandelte. Das ist, was ich zwar nicht die phonetische Entstehung des Gerundiums im Neufranzösischen, wohl aber die phonetische Entstehung der Nichtflexion genannt habe. Zwar spricht auch die von mir S. 384—6 abgedruckte Entschließung der Akademie von 1679 gelegentlich von «gérondifs» (zu Anfang und am Schluß dagegen von «participes actifs») — aber diese Ansicht ist von der heutigen französischen Grammatik längst aufgegeben: man spricht nur noch vom «participe invariable» (im Gegensatz zum «adjectif verbal»). Daß „in der modernen Sprache ein *Participe présent* gar nicht mehr existiert", ist einstweilen nur eine Privatmeinung des Herrn Referenten, die er mit „während doch . . . ." wohl nicht ganz zutreffend einleitet (S. 53). Daß in der Sprache logisches Denken und Phantasiedenken gleichberechtigt sind (Ref. S. 49), erkenne auch ich an — nur ist es nicht eben wahrscheinlich, daß die Phantasiekonstruktion gerade von den Grammatikern und noch dazu von den Grammatikern der Akademie eingeführt und von den Schriftstellern mehr oder minder widerwillig befolgt worden sei: Phantasiekonstruktionen pflegen wohl eher von den Schriftstellern auszugehen und von der Akademie — abgelehnt zu werden, denn der Grammatiker ist für Logik und nicht für Phantasie. Daß für das heutige Sprachempfinden die unflektierte Form eine Phantasiekonstruktion ist, halte ich sehr wohl für möglich: allein im Wesen des Phantasiedenkens scheint mir gerade zu liegen, daß der Sprechende sich überhaupt nicht darüber klar ist, ob er ein unflektiertes Particip oder ein Gerundium gebraucht — er braucht eben eine unflektierte Form auf *-ant*, er hält es nicht für nötig, die von der Logik geforderte Kongruenz zwischen Substantiv und Adjektiv vorzunehmen — ohne daß er sich darüber klar wäre, welcher grammatischen Kategorie diese unflektierte Form wohl zuzuweisen wäre; danach gäbe das heutige Sprachempfinden überhaupt keinen Aufschluß darüber, ob an den betreffenden Stellen ein Particip oder ein Gerundium vorliegt. Aus der Gleichberechtigung von logischem und Phantasiedenken folgt aber weiter, daß in sehr vielen Fällen, nicht bloß in dem winzigen vom Ministerialerlaß von 1900 erwähnten Beispiel *des sauvages vivent errant* oder *errants dans les bois* eine doppelte Auffassung,

d. h. Flexion oder Nicht-flexion gestattet sein sollte, wie ja auch der Herr Ref. S. 54 hervorhebt. Mehr als weitgehendste Toleranz habe aber auch ich nicht gefordert (s. besonders S. 485 unten): wenn ich die Regeln, wie sie sein sollten und wie sei meiner Überzeugung nach auch wären, wenn die Akademiker des 17. Jahrhunderts nicht dazwischen gekommen wären, aufgestellt habe (S. 484 f.), so geschah es nicht, um zu verlangen, daß man nun so schreibe (das habe ich S. 485 ausdrücklich als „lächerliche Don-Quichotterie" zurückgewiesen), sondern um zu zeigen, auf wie schwankendem Grund die heutigen starren Regeln eigentlich ruhten und dementsprechend weitgehendste Toleranz zu fordern — allerdings in der Überzeugung, daß dann, wenn jeder so schreiben dürfte wie er empfindet, mehr flektiert werden würde und die starren Regeln sich ganz von selber ändern müßten.

Im Referat S. 51 unten heißt es: „Aber daß bei den Partizipien auf *-antem* die Analogie zu *bon, bonne* etc. erst im 16. Jahrhundert einsetzte, läßt sich nicht aufrecht erhalten. Werden doch von ihm selbst S. 400 aus *Quatre Livres des Rois* angeführt . . . usw." Hier scheint dem Ref. der § 19 meiner Schrift (S. 395—99) entgangen zu sein, der von der Entwicklung von *grand* zu *grande* handelt. Darin wird gezeigt, daß sich *grande* schon im Alexius 122 findet, daß aber bis 1600 im Femininum auch *grand, grands* geschrieben werden konnte, von 1600 ab dagegen bis auf wenige Formeln nicht mehr — und genau so verhält es sich mit den *ant*-Formen: obgleich sich *ante, antes* schon früh finden, durfte man bis gegen 1600 im Femininum auch *ant, ans* schreiben: erst als die analogischen Formen der Adjektiva allgemein durchgeführt waren, begannen auch die weiblichen Formen der adjektivischen *ant*-Formen Schwierigkeiten zu machen. Die eine Regelung machte die andere notwendig. Hätte man *grands femmes* nicht geregelt, so schriebe man vermutlich noch heute: *des femmes aimans la patrie* und *des hommes aimans la patrie.*

S. 55 erwähnt der Ref. mein Urteil über unflektiertes *Des mots appartenant à la langue vulgaire* (S. *463*), unterläßt aber zu erwähnen, daß, wie ich dort im Sperrdruck hervorgehoben habe, die Akademieentscheidung von 1679 noch Flexion verlangte, und daß, wie ich dort ebenfalls bemerke, das Italienische das Adjectif *appartenente* setzen würde. Das beweißt m. E. zur Genüge, daß die Nichtflexion im heutigen Französisch psychologisch nicht erklärt werden kann, sondern nur durch Regelzwang und irregeleitete Reflexion.

Ebensowenig erwähnt er S. 55 bei *soi-disant*, dessen Nichtflexion (*la soi-disant baronne*) er rechtfertigt, daß auch hier italienisch *sedicente* entspricht, wie ich S. 459 bemerkt habe; übrigens schreibt ein Franzose, Lucien-Paul Thomas, in dieser Zeitschrift XLII², S. 80: *les soi-disantes écoles*, und zwar wie er mir auf Anfrage mitteilte, durchaus bewußt. — Ebenso entspricht dem französischen *comme si elles eussent été deux automates obéissant à la même manivelle* (Maupassant, éd. Conard XIV 109) ein spanisches *obediente à las leyes*, das ich S. 465 aus der Grammatik der spanischen Akademie beigebracht habe. Sieht man also in den unflektierten französischen Beispielen Gerundia, so hätte die Akademieentscheidnug von 1679 mit ihren Konsequenzen das französische nicht in Übereinstimmung, sondern in Widerspruch mit den andern romanischen Sprachen gebracht.

S. 56 bezeichnet der Ref. als einziges Beispiel, das ihm als falsch, dem Sprachgefühl nicht entsprechend aufgefallen sei: si nous devons être accueillant pour les étrangers (S. 417), vermutet aber, hier liege vielleicht ein Druckfehler vor. Da ich das *t* durch Fettdruck hervorgehoben habe, so ist dies natürlich nicht der Fall. (Dagegen ist wirklich verdruckt *Des gens bien penant* statt *bien pensants* im Referat S. 52, 8. Zeile von unten). Über das unmittelbar vorhergehende,

ganz gleichartig gebaute: *Sont trois tambours revenant de la guerre* als kritischer Text des *Joli Tambour* von Doncieux, 1904 hat er sich nicht ausgesprochen. Und wie wäre seiner Ansicht nach das Rabelaische: ils n'avoient esté obéissans au commandement de Dieu (Pantagruel II, VIII) heute zu schreiben: m i t Flexion wegen des vorhergehenden *être* oder o h n e Flexion wegen des folgenden Dativobjekts??

Wie war es möglich, daß der Ref. meine Ansicht über Gerundium und Particip so mißverstand? — Da ich nicht annehmen kann, er habe so flüchtig gelesen, so muß ich wohl annehmen, ich habe mich so undeutlich ausgedrückt. Vielleicht aber liegt das nicht an ihm und nicht an mir, sondern daran, daß sich Syntaktiker und Psychologen nachgerade überhaupt nicht mehr verstehen ...

München (z. Z. im Felde). EUGEN LERCH.

Erwiderung.

In meiner Besprechung der Habilitationsschrift des Herrn Dr. E. Lerch hob ich vor allem hervor, daß ich darin eine f ü r d i e m o d e r n e S p r a c h e p o c h e gültige Begriffsbestimmung von Partizip und Gerundium vermisse. Die Entscheidung, ob in irgendeiner syntaktischen Verbindung die flektierte oder die unflektierte *-ant*-Form zulässig sei, schien mir davon abzuhängen, da durch den unterschiedslosen Gebrauch der Bezeichnungen invariables Participium, Partizip und Gerundium sowie mit der Auffassung des Veradjektivs als U n t e r f a l l des Partizips (s. S. 484) Missverständnissen Tür und Tor geöffnet war. Ich suchte nach einer Definition des Herrn Verfassers. Und da nun die S. 484 in Regel 1. vorliegende Unterscheidung: ‚Das Partizip ist adjektivisch und dient zur Charakterisierung eines Namens; das Gerundium ist adverbiell und dient zur Begleitung und Charakterisierung eines Verbums' mir im Hinblick auf Sätze wie: ‚*Les bœufs mugissants et les brebis bêlantes venaient en foule, q u i t t a n t les gras pâturages*' *Fénelon* und ‚*Tu nous retrouveras causant et travaillant ici, Gustave, Nichette et moi* (Dumas fils, *Dame aux Cam.* III, II)' sich mir als ungenügend erwies, so kam ich noch zu einer besonderen Betrachtung des mit der ganzen Unterscheidungsfrage doch im Zusammenhang stehenden Satzes auf S. 449: „Ich möchte eine andere Erklärung vorschlagen: das gerundium ist ein gerendum, d. h. ein Ding, das von einer anderen Form getragen werden muß, weil es nicht selbständig stehen kann, weil es „schläft". So steht geschrieben. Der Herr Verfasser hat sich die Erklärung des Wortschöpfers zugeeignet und wenn in meinem Referat dieses ‚schläft' gesperrt steht, in der Habilitationsschrift in Anführungszeichen, so liegt darin noch nicht der Tatbestand einer Textentstellung. Diese vom Herrn Verfasser, wie er selbst sagt, 'versuchte Erklärung' schob ich nun einfach als bloße Worterklärung beiseite ohne die geringste Nebenabsicht. Beiläufig bemerkt, beweisen Wortbildungen wie supinum und gerundium gerade, daß die Grammatiker Phantasiekonstruktionen gar nicht abhold sind, wenn sie mit der formalen Logik nicht mehr weiter kommen und die psychologische ihnen ungelegen kommt. — Daß lautliche Differenzierung Bedeutungsdifferenzierun anregt, kommt ja nicht selten vor, weshalb die S. 391 — S. 393 der Habilitationsschrift entwickelte Ansicht, daß der syntaktische Wandel in der Behandlung der *-ant*-Form rein phonetische Ursachen habe, ernstlich in Betracht zu nehmen war. Nun ist doch anzunehmen, daß unter dem Einfluß der Latinisierer der Renaissance in der papierenen Sprache des 16. Jahrhunderts für die Gebildeten ein Unter-

schied zwischen einem adjectif verbal und einem participe nicht mehr bestand. Ramus allein machte in dieser Zeit eine bemerkenswerte Ausnahme. S. Ch. Livet, *Gr. et gr. fr. au XVIe siècle* p. 256. Ein Unterschied mußte also erst wieder eingeführt werden, bevor jedoch sich dem Sprachgefühl bemerklich machen, ehe ihn der Grammatiker begrifflich konstruieren konnte. Da ist es jedenfalls bei weitem wahrscheinlicher, daß dies geschah, indem in der lebendigen Entfaltung des Satzes verschiedene Beziehungsprozesse und ausgleichende Assoziationseinflüsse bemerklich wurden als indem eine so schwache phonetische Differenz wie Verstummen des t so oft ein Konsonant folgte, Erhaltung desselben am Ende des Satzes bemerkt wurde und zu einer syntaktischen Deutung führte. Das ‚Wie' wäre jedenfalls noch zu erklären. Demnach könnte ich den Satz ‚Lerch möchte die Entstehung des Gerundiums im Neufranzösischen phonetisch erklären' nur umändern in: ‚L. möchte die Entstehung des Unterschieds der flektierten und der nichtflektierten -ant-Form im Neufranzösischen phonetisch erklären'.

Sonst habe ich nicht viel mehr zu bemerken. Die Ableitung aus dem lateinischen Gerundium (auf -do) brauchte gar nicht mehr in Betracht gezogen zu werden, weil es sich bei dem syntaktischen Unterschied zwischen partic'pe présent und adjectif verbal im Neufranzösischen nur darum handeln kann, welche bestimmte Funktion im Satze die flektierte, welche die unflektierte *-ant*-Form andeutet. Von geringem Belang ist in dieser Frage auch das Hereinziehen der übrigen romanischen Sprachen, da diese kein durch eine besondere Form bezeichnetes Verbaladjektiv kennen. Das Gerundium als eine Verbalform, die einen Nebensatz vertritt, bleibt hier am besten aus dem Spiel, denn es bezeichnet einen vom invariablen Participium praesentis grundverschiedenen Vorgang, was ich leider erst bei einer aufmerksamen Lektüre von E. Mönchs Schrift: *Die Verwendung des Gerundiums und des Participiums Präsentis im Französischen.* Göttingen 1912 erkannt habe. S. mein Referat hierüber in dieser *Zeitschrift XLIII*[2], S. 58—59. Die unflektierte *-ant*-Form im heutigen Französisch in ihrer verschiedenen Verwendung läßt sich recht wohl psychologisch erklären, sobald man im Anschluß an den *Dictionnaire général* (s. *Gérondif*: ‚*La forme du gérondif s'est confondu en français avec celle du participe français*') dieses *-ant* als ein Zeichen für zwei verschiedene psychische Vorgänge auffaßt: eines Subjekt und Verb in eine Einheit zusammenfassenden des Gerundiums und eines Zustandsbegriffe im Sinne W. Wundts in nominale Form bringenden des Partizips, wogegen das Verbaladjektiv entsteht durch Umwandlung eines Zustandsbegriffes in einen Eigenschaftsbegriff, was eine Unterbringung unter das Partizip als eine Unterform desselben nicht zuläßt. — Nach diesen Auseinandersetzungen erübrigt es sich auf Einzelheiten einzugehen. Denn bei der Entscheidung, ob in einem Satz eine flektierte oder eine unflektierte *-ant*-Form am Platze sei, kommt eben viel auf die momentan herrschende Assoziationsrichtung und auf Gewohnheiten an, von denen selbst in seiner den Sprachgebrauch regelnden Arbeit der Grammatiker beeinflußt wird. Die psychischen Prozesse, assoziative und apperzeptive, dürfen nie außer Acht gelassen werden.

So bleibt Hauptsache für den Syntaktiker, daß er sich nicht auf Sprachgeschichte beschränkt, sondern deren Tatsachen aus dem wirklichen psychischen Geschehen erklärt, indem er alle Seiten seelischer Tätigkeit und nicht allein die streng logischen Funktionen für seine Erklärungen berücksichtigt. Wie dies zu verstehen sei, darüber gibt Ch. Bally in ‚*Le Langage et la Vie, Expression linguistique de la vie p. 22—30*' beste Auskunft.

Augsburg. K. Morgenroth.

Ueber die **Verwendung eines Kriegsgefangenen für Unterrichtszwecke** an der Universität Gießen wurden von der Presse vielfach unrichtige Angaben verbreitet. Richtig ist nur, daß, als der Lektor für französische Sprache infolge des Kriegsausbruchs seine Stellung aufgeben mußte, ein Kriegsgefangener unter verantwortlicher Leitung des Fachvertreters mit den Mitgliedern des praktischen Seminars für neuere Philologie Konversationsübungen abgehalten hat. Diese Uebungen waren gut besucht und es haben sich Unzuträglichkeiten irgend welcher Art dabei nicht ergeben. Besonders hervorgehoben werden darf, daß zwei Studierende, die verwundet von der Front zurückgekehrt waren, daran eifrig sich beteiligten. Die Uebungen wurden eingestellt, als der Kriegsgefangene aus dienstlichen Gründen mit vielen anderen gebildeten französischen Kriegsgefangenen in ein anderes Lager verlegt wurde. D. B.